

# epd medien

Frankfurt am Main ■ [www.epd.de](http://www.epd.de)

28. Februar 2020 **9**

## INHALT „Emotionen funktionieren perfekt“

Ein epd-Gespräch mit den Medieninstitutsleitern Birgit Stark und Matthias Cornils \_\_\_\_\_ 3

## Redaktionen zukunftsfähig machen

Der Transfer zwischen Medienwissenschaft und Praxis / *Von Klaus Meier* \_\_\_\_\_ 7

### Inland

KEF empfiehlt Anhebung des Rundfunkbeitrags um 86 Cent \_\_\_\_\_ 11

KEF: Vergütungen bei Öffentlich-Rechtlichen erhöht \_\_\_\_\_ 12

Landesmedienanstalten erneuern Kritik an Jugendmedienschutzplänen \_\_\_\_\_ 13

BGH: Nachvergütung für „Das Boot“-Kameramann neu prüfen \_\_\_\_\_ 14

Tichy unterliegt beim Landgericht gegen Claudia Roth \_\_\_\_\_ 15

Mehr Angriffe auf Journalisten in Deutschland \_\_\_\_\_ 15

„Spiegel“ richtet Ombudsstelle für Hinweise zur Berichterstattung ein \_\_\_\_\_ 16

„Westfälische Nachrichten“ in Münster erweitern Chefredaktion \_\_\_\_\_ 17

Fehlende Infektiologen sind „vergessenes Thema“ des Jahres \_\_\_\_\_ 18

Bedford-Strohm: Beratungen über Journalistenschule ergebnisoffen \_\_\_\_\_ 18

Weitere Inlandsmeldungen ab Seite \_\_\_\_\_ 19

### Internationales

BBC-Vorsitzender Clementi fordert Erhaltung der Rundfunkgebühr \_\_\_\_\_ 24

Anhörung zu Auslieferungsantrag gegen Assange gestartet \_\_\_\_\_ 25

Prozess gegen Mesale Tolu erneut vertagt \_\_\_\_\_ 26

Tansanischer Journalist Kabendera aus Untersuchungshaft entlassen \_\_\_\_\_ 26

### Kritik

VOR-SICHT: „Tatort: Die Nacht gehört dir“ von Färberböck/Schuchmann (ARD/BR) \_\_\_\_\_ 27

„Über die Grenze“ von Rotwitz/Wild/Muser/Unger (ARD/SWR/Degeto) \_\_\_\_\_ 28

„Arctic Circle - Der unsichtbare Tod“ von Salonen/Tena/Jónasson/Peltomaa (ZDF) \_\_\_\_\_ 29

„Chez Krömer“ mit Kurt Krömer (RBB) \_\_\_\_\_ 30

„Die Story im Ersten: Kinder machen Druck“ von Borchardt/Stratmann (ARD/NDR) \_\_\_\_\_ 31

„Das Kino ist tot, es lebe das Kino!“ von Thomas Schadt (Arte/SWR/RBB) \_\_\_\_\_ 31

„Neustart fürs Gehirn - Wege aus der Depression“ von Julia Zipfel (3sat/ZDF) \_\_\_\_\_ 33

„37°: Wir ticken anders - Leben mit Tourette“ von Iris Bettray und Julia Weber (ZDF) \_\_\_\_\_ 34

„When Weather was Wildlife“ von Werner Cee (SWR2) \_\_\_\_\_ 35

litischer Relevanz und die Meinungsmacht in sozialen Medien zu erfassen.

*Sie bieten einen berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengang im Medienrecht an. Wie sehen denn die Aussichten Ihrer Absolventen auf dem Arbeitsmarkt aus?*

**Stark:** Die sind sehr gut. Unsere Absolventinnen und Absolventen gehen in die Sendeanstalten, in Kanzleien, in Landesmedienanstalten, in die Politik...

**Cornils:** ...und sehr oft in Führungspositionen. ■

## Redaktionen zukunftsfähig machen

### Der Transfer zwischen Medienwissenschaft und Praxis / Von Klaus Meier

epd Dieser Text beginnt mit einer paradoxen Feststellung: Der Transfer zwischen geistes- und sozialwissenschaftlicher Wissenschaft und gesellschaftlicher und beruflicher Praxis ist im Grunde genommen nur sehr schwer möglich, ja zunehmend schwierig – und gleichzeitig doch dringend nötig. Nötiger denn je in Anbetracht gesellschaftlicher Strömungen, die überprüfte Fakten infrage stellen. Die Beschreibungen und Reflexionen, die eine solche Paradoxie feststellen, füllen seit Jahrzehnten ganze Regalmeter.

In jüngster Zeit werden die Rufe lauter, dass die Gesellschaft auf evidenzbasiertes Wissen angewiesen ist und dass deshalb „zur Verantwortung der Wissenschaft auch der wechselseitige Dialog mit der Gesellschaft gehört“, wie es das Bundesministerium für Bildung und Forschung in einem Grundsatzpapier im November 2019 formulierte. Dialog und Kommunikation sind jedoch nur ein Aspekt eines umfassenden Transfers. Es ginge um viel mehr, könnte die Paradoxie aufgelöst werden.

#### Unterschiedliche Welten

Wie ist heutzutage ein Transfer zwischen der Journalistik – als forschende Disziplin und akademische Lehre – und der journalistischen Praxis möglich? Dieser Beitrag sucht zu ergründen, welche Arten von Transfer wie und mit welchen Konsequenzen möglich sind. Dabei müssen zunächst die grundsätzlichen Klüfte unter die Lupe genommen werden: der Graben zur wissenschaftlichen Forschung und der zur Lebenswelt der Studierenden.

Wissenschaft und journalistische Praxis sind zwei unterschiedliche Welten mit eigenen Regeln und Logiken. Hier trifft zu, was die Transferforschung seit vielen Jahrzehnten für alle Wissensgebiete, vor allem für die Geistes- und Sozialwissenschaften, mit „two Communities“ meint. Forschung produziert Grundlagenwissen, frei von Verwertbarkeitsdruck, entwickelt und überprüft Theorien und betrachtet dabei auch immer die methodische Reflexion – also den Weg, der zum Wissen führt – und nicht nur das Ergebnis. Fragestellungen

für Forschungsprojekte werden aus wissenschaftlichen Wissenslücken heraus formuliert.

#### Forschungskooperationen

epd Angesichts des rasanten Medienwandels wünschen sich Medienunternehmen zunehmend Beratung von Medienwissenschaftlern. Doch der Dialog zwischen Forschern und Medienpraktikern ist von vielen Vorurteilen verstellt: Die Praktiker werfen den Wissenschaftlern gern vor, sie forschten im Elfenbeinturm, die Medienwissenschaft wiederum möchte ohne Verwertungsdruck forschen. Klaus Meier, Professor für Journalistik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, plädiert in diesem Beitrag für Forschungskooperationen zwischen Medienunternehmen und Journalistikinstituten und für eine bessere Verzahnung von Studium und journalistischer Ausbildung. Der Artikel basiert auf einem Vortrag, den Meier am 7. November bei der Medienversammlung der Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen hielt. Für die intensive Verknüpfung von Theorie und Praxis erhielt Meier 2017 den Arsllegendi-Preis für exzellente Hochschullehre des Stifterverbands für die Wissenschaft und der Hochschulrektorenkonferenz.

Die Regeln und Zwänge wissenschaftlichen Arbeitens haben sich in den letzten Jahren sogar noch verschärft: Durch die zunehmende projektorientierte Drittmittelfinanzierung von Universitäten müssen immer wieder Projektanträge geschrieben werden; dazu ist es förderlich, international, also englischsprachig, zu publizieren. Anträge und Publikationen werden kontrolliert durch „Peer Review“, also Gutachten, die ausschließlich aus der Wissenschaft kommen, meist aus anderen Ländern. Kein Wunder, dass erfolgreiche Forscher sich immer mehr an Kollegen der eigenen Zunft, zunehmend international, orientieren.

Zugleich – und das betrifft wieder unser Paradoxon – sollen unter Schlagworten wie „Third Mission“ Universitäten darauf achten, nicht nur die Aufgaben in Forschung und Lehre ernst zu nehmen, sondern auch etwas für die Gesellschaft zu tun, und zwar direkt im unmittelbaren Umfeld. An Wissenschaftlern zerren also viele widersprüchliche Erwartungen.

Auf der anderen Seite, also auf der Seite des Journalismus, gab es traditionell nie ein besonderes Interesse an Journalismusforschung, was bis zur Verachtung der Wissenschaft ging. Journalismus begriff sich nicht als Profession, also als akademisch fundierter Beruf wie Arzt, Jurist oder Lehrer, sondern als Handwerk, das im *Learning-by-Doing*-Verfahren eingeübt wird.

Dies hat sich in Zeiten des rasanten Medienwandels allerdings geändert: Redaktionen stehen unter Innovationsdruck, sind in Zukunftsfragen aber ziemlich ratlos, wenn sie sich rein auf das tradierte Handwerkswissen verlassen. Neben dem Handwerk wird deshalb das „Kopfwerk“ zunehmend relevant: Neue Formate, Organisationsformen oder Finanzierungsmodelle werden in rascher Folge entwickelt und getestet, importiert, nachgemacht, verändert oder verworfen. Innovationsabteilungen und Entwicklungsredaktionen werden in Verlagen und Rundfunkanstalten abseits redaktioneller Routine gegründet – und sie begreifen recht schnell, dass sie ihren Aufgaben nur nachkommen können, wenn sie auf Forschungsergebnisse zugreifen oder sogar selbst Forschung betreiben, etwa Forschung zum Nutzungsverhalten ihres Publikums oder zur Attraktivität (neuer) redaktioneller Angebote.

### Fruchtbare Irritationen

Die ehemalige Ignoranz ist einer Erwartungshaltung gewichen: Von der Wissenschaft werden verwertbare Erkenntnisse mit Zukunftsgarantie (*How-to-do*-Wissen) und Mut zur pointierten Äußerung in Zukunftsfragen („*What do you think?*“ statt „*What do we know?*“) erwartet. In dieser komplexen und widersprüchlichen Gemengelage lassen sich zwei Typen von Bemühungen identifizieren, die versuchen, die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis zu überwinden und die Paradoxie aufzulösen:

Den ersten Typ bezeichne ich als Fernglastransfer: Die jeweilige Seite blickt mit dem Fernglas über die Kluft. Gemeint ist damit, dass Journalisten Bücher oder Aufsätze von Wissenschaftlern lesen, wissenschaftliche Tagungen besuchen und durchaus intensive Gespräche mit Wissenschaftlern führen. Und dass Wissenschaftler kurze Beiträge für Praxis-Zeitschriften schreiben, bloggen, sich auf Social Media äußern oder Redaktionskonferenzen und Praxistagungen besuchen.

Diese Art des Transfers trägt zum gegenseitigen Verständnis bei und kann Impulse auf beiden Seiten mit sich bringen, zumindest zum Nachdenken anregen. Aber letztlich verlässt man die sichere Basis der eigenen Welt nicht, und wer sich mehr als fruchtbare Irritationen erhofft, wird enttäuscht, weil einerseits die massenhaft produzierten wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht in die Routinen des redaktionellen Alltags einfließen können – und weil andererseits die Fragen, die aus der Praxis kommen, nicht so erforscht werden, dass die Praxis unmittelbar etwas davon hat, sondern gemäß den Regeln der Wissenschaft in Projekte transformiert werden, die wissenschaftsinternen Regeln folgen. Forscher tauchen in Redaktionen auf, befragen, führen Interviews, analysieren Medieninhalte, nehmen die so empirisch gewonnenen Daten mit – und publizieren die Auswertungen in den *Journals* der *scientific community*.

### Interaktive Innovationsforschung

Für den zweiten Typ ist der Begriff Transferforschung treffend. Sie folgt dem Ideal, dass die Veränderung sozialer Praxis nicht nur Gegenstand, sondern auch Ziel wissenschaftlicher Forschung und Teil des Ergebnisses sein kann. Der Transfer wird von Anfang an in alle Forschungsschritte einbezogen: von der Fragestellung über die Auswertung und Interpretation der Ergebnisse bis zur zumindest teilweisen Implementierung in der Praxis. Die sozialwissenschaftlichen Konzepte dazu werden international als „*Action Research*“ (Aktionsforschung) bezeichnet, und sie werden seit ein paar Jahren vereinzelt in einigen Ländern in der Journalismusforschung angewandt.

Ich habe diese Art der Forschung vor gut zehn Jahren als „interaktive Innovationsforschung“ bezeichnet – auf Basis eines Pilotprojekts mit der Austria Presse Agentur (APA) bei der Übersiedlung in einen großen Newsroom – und die Ansätze seitdem zusammen mit Studierenden verfeinert. Dieser etwas umständliche Begriff verweist darauf, dass Journalisten nicht nur Objekte der Forschung sind, sondern am Forschungsprozess teilhaben. Natürlich folgen die Projekte wissenschaftlich-methodischen Regeln und die Ergebnisse werden häufig auch wissenschaftlich publiziert, aber wenn sich durch Aktionen als einzelne Forschungsschritte die Arbeitsweisen oder Einstellungen der Journalisten ändern, ist das ein Teil der Projektergebnisse.

Diese avisierten Veränderungen sind nicht auf ökonomischen Medienerfolg bedacht, sondern sie folgen journalistischen Qualitätsvorstellungen, die auf der Rolle des Journalismus in der demokratischen Gesellschaft gründen.

Am Masterstudiengang „Journalistik mit Schwerpunkt Innovation und Management“ an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt verfolgen wir dieses Konzept der Transferforschung in Lehrforschungsprojekten und Masterarbeiten, zum Beispiel in Kooperation mit dem Bayerischen Rundfunk, dem „Spiegel“ oder den „Nürnberger Nachrichten“.

### Aktives Publikum

Ein anschauliches Beispiel ist die Abschlussarbeit von Sarah Beham, die vor kurzem mit dem „Preis für die beste Masterarbeit“ an unserer Universität ausgezeichnet wurde. Für ihre Arbeit zum Thema „Redaktionelle Wege zur Stärkung des Vertrauens in Lokaljournalismus“ hat sie mit der Redaktion der „Deggendorfer Zeitung“ kooperiert und einen interaktiven Prozess initiiert: Sie stellte eine vielfältige Gruppe von zwölf Leserinnen und Lesern zusammen, die nach intensiver Zeitungslektüre in einem Workshop Vorschläge zur Verbesserung erarbeiteten, welche die Studentin danach in einem Workshop der Redaktion vermittelte. Die Redaktion setzte Vorschläge um, die wiederum von den Lesern nach ein paar Wochen evaluiert wurden. Das Projekt mündete in einen Zehn-Punkte-Plan, mit dem sich die Redaktion zum Beispiel Fehlerkorrekturen, Transparenzrubriken oder eine verstärkte Interaktion mit den Lesern vornimmt.

Theoretische Basis des Projekts war wissenschaftliches Wissen zur Wirkung von Transparenz im Journalismus und zum Umgang mit einem aktiven Publikum. Damit kein Missverständnis entsteht: Beide Arten von Transfer sind wertvoll. Während der Fernglastransfer einfacher möglich ist und deshalb weitgehend risikolos in der Breite angewandt wird, geht die Transferforschung in die Tiefe und kann Journalismus in einzelnen Redaktionen unmittelbar verbessern.

Aber für beides gilt: Zukunftsfähige Entscheidungen müssen die Redaktionen und Medienunternehmen schon selbst treffen, das kann ihnen die Wissenschaft nicht abnehmen. Und: Guter Rat aus der Forschung ist natürlich auch wesentlich einfacher, als Entscheidungen in Transformationsprozessen zu treffen, die Mitarbeiter herausfordern oder ihnen wehtun oder die Unternehmen im Zweifelsfall sogar noch mehr in den Abgrund stoßen.

### Kreativität und Freiheit

Eine im Detail ganz anders gelagerte Kluft ist im Verhältnis zwischen Studierenden und journalistischer Praxis aufgebrochen. Im Juli 2006 titelte der Spiegel „Generation Praktikum“ und beschrieb damit treffend die Situation bis vor zehn Jahren: Junge Interessenten standen vor Redaktionstüren Schlange, Praktika gingen weg wie warme Semmeln und Ausbildungsredakteure

konnten oft unter Hunderten von Bewerbungen für Volontariate auswählen.

Dass sich das inzwischen gründlich geändert hat, zeigt der trockene Spruch von Michael Busch, Redakteur beim „Fränkischen Tag“ und Vorsitzender des Bayerischen Journalistenverbands, der in der taz vom 26. August 2019 zitiert wird: „Früher suchte man nach dem Besten der Besten. Und heute nach dem Besten der Schlechten.“

Offenbar klafft inzwischen eine Kluft zwischen einerseits der Lebenswelt und den Berufswünschen von Studierenden und andererseits dem, was ihnen in Redaktionen geboten wird:

Studierende wünschen sich eine angemessene Work-Life-Balance, verlässliche Berufs- und Gehaltsperspektiven, Selbstentfaltung mit Kreativität und Freiheit – und ein Leben in der Großstadt. Wenn sie zu einer Regionalzeitung in die Provinz kommen sollen, muss ihnen gerade bei den ersten Punkten mehr geboten werden. Gleichzeitig sind etliche von ihnen schon vor dem Volontariat crossmedial ausgebildet und bringen wissenschaftliches Wissen, Erfahrung und Herzblut gerade in den Bereichen mit, die für die Zukunftsfähigkeit von Redaktionen und Medien entscheidend sind – zum Beispiel zum Umgang mit Social Media, zum veränderten Publikumsverhalten oder zu alternativen Formaten und Organisationsformen im Journalismus.

### Investition in die Wettbewerbsfähigkeit

Studien und Konferenzen, die wir von der „Initiative Qualität im Journalismus“ unter dem Motto „Die Besten gewinnen“ und unter Leitung von Ulrike Kaiser zwischen 2013 und 2016 durchgeführt haben, stellten eine große Bandbreite an Qualitäten des Volontariats und des redaktionellen Alltags fest: In vielen Redaktionen herrscht ein hoher zeitlicher Druck, kaum Ausbildung, Volontäre werden als billige Arbeitskräfte missbraucht, unter Tarif bezahlt und sie arbeiten in einem kreativitäts- und innovationsfeindlichen Umfeld.

In anderen Redaktionen dagegen werden Volontäre als Bereicherung gesehen, als Investition in die Wettbewerbsfähigkeit einer Redaktion und eines Unternehmens. Die Unternehmen gehen gezielt Ausbildungskooperationen ein, integrieren digitale Kanäle in die Redaktion und in die Ausbildung und leben vor allem eine Kultur des Übens und Scheiterns, des Ausprobierens und Experimentierens. Es liegt auf der Hand, dass solche Redaktionen erheblich dazu beitragen, die Kluft zu überwinden.

Innovative Redaktionen gehen in dieser Hinsicht aber noch einen Schritt weiter. Sie flexibilisieren das Vo-

lontariat: Zum einen werden die Ausbildungsinhalte abgestimmt auf das, was Volontäre schon an Kompetenzen mitbringen; fruchtbringendes Wissen sollte in den redaktionellen Alltag eingebracht werden können und nicht im standardisierten Ausbildungsprozess der redaktionellen Routine geopfert werden und verloren gehen. Das bedeutet für den einen Volontär ein im Detail anderes Programm als für einen anderen.

Zum anderen sollte eine verlässliche Zukunftsperspektive eröffnet und deshalb für bestimmte Tätigkeiten im Anschluss an das Volontariat ausgebildet werden, die in der Redaktion demnächst gebraucht werden, also zum Beispiel für den einen ein Fokus auf Recherche und Reportage, für einen anderen auf Audience Engagement oder auf Editing und Themenmanagement.

Alles in allem braucht es neben einer Flexibilisierung auch einen neuen Blick auf mögliche Kooperationen.

Folgende Beispiele zeigen Entwicklungspotenziale und Innovationen:

**Flexibilisierung:** Bei den „Nürnberger Nachrichten“ werden die Volontäre nach einem gemeinsamen Ausbildungsteil für einen redaktionellen Bereich speziell geschult: entweder als Reporter oder Editoren oder Themen- und Produktplaner. Chefredakteur Michael Husarek sagt: „Mit Beginn des Volontariats werden viele Weichen für die künftige Redaktionsstruktur bereits gestellt.“

**Neue Kooperationen:** Die Deutsche Journalistenschule in München kooperiert mit Regionalzeitungsverlagen bei einem neu entwickelten „DJS-Fellowship“: Journalistenschüler gehen für drei Monate und für mindestens das Volontärsgehalt in eine Partnerredaktion in bayerischen Regionen, sollen dort Impulse aus ihrem Vorwissen aus Studium und Journalistenschule setzen und die Arbeit bei der Regionalzeitung schätzen lernen. Partner sind

„Augsburger Allgemeine“, „Mittelbayerische Zeitung“ und „Nürnberger Nachrichten“.

**Traditionelle Kooperation zwischen Journalistik-Studium und Volontariat:** Dafür gibt es seit Jahrzehnten bereits Modelle, zum Beispiel beim Vorreiter an der TU Dortmund, aber auch an der Universität Leipzig oder der FH Kiel. Die Frage ist, ob solche ins Studium integrierten Volontärspraktika aus der langen Tradition des weitgehend von Studium und Wissenschaft losgelösten *Learning by Doing* in der Redaktion ausbrechen können und innovativen und beidseitigen Wissenstransfer zwischen Forschung und Praxis strukturell vorsehen.

**Innovative Kooperation bei Ausbildung und Transfer:** In einem Pilotprojekt der Eichstätter Journalistik und der „Mainpost“ in Würzburg wird das Volontariat mit einer Doktorarbeit kombiniert. Eine Volontärin durchläuft in drei Jahren Ausbildungsphasen und erhält zudem gleichwertig Raum für Transferforschung, die offene Fragen aus der redaktionellen Praxis mit wissenschaftlichen Fragestellungen verknüpft und bei der Untersuchung Methoden der Aktions- wie der interaktiven Innovationsforschung anwendet.

In Deutschland wird zunehmend darüber diskutiert, wie Journalismus im Hinblick auf eine funktionierende Demokratie unterstützt werden kann – sowohl durch Stiftungen als auch durch staatliche Subventionen. Dafür braucht es Kriterien und Regeln sowie Institutionen, die transparent und unabhängig entscheiden, wer unter welchen Bedingungen Förderung bekommt. Staatliche Gießkannen-Subventionen für die Zustellung der gedruckten Tageszeitung – wie zurzeit vom Bund geplant – mögen den steigenden Kostendruck der Verlage ein kleines bisschen mindern, aber sie sind wenig zukunftsweisend. Die Förderung von Journalismus müsste ebenso an Qualität und Attraktivität der Ausbildung wie an redaktionelle Strategien gekoppelt werden, die Innovationen auf Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse entwickeln, testen, evaluieren und verbessern. ■